

Posttribalismus für die Praxis

Von Jan Plamper



Susan Neiman, *Von den Deutschen lernen*, Hanser Berlin, Berlin 2020, 576 Seiten, 28 Euro.

Die Philosophin Susan Neiman hat ein Buch zur Geschichte der Gegenwart geschrieben, das von hoher, ja brennender Aktualität ist – buchstäblich.

„Von den Deutschen lernen“ ist vieles zugleich: eine Auseinandersetzung mit verbrecherischer nationaler Vergangenheit und postheroischem Heldentum, eine stereoskopische Analyse der unterschiedlichen Erinnerungskulturen in Deutschland und den USA, aber auch ein Reisebericht durch die Landschaften und Orte der Erinnerung. Alles autobiographisch – und unterfüttert mit zahlreichen Beispielen teilnehmender Beobachtung.

Neiman, eine Kantianerin und Rawls-Schülerin, lebt seit mehr als einem Vierteljahrhundert in Berlin und ist seit dem Jahr 2000 Direktorin des Potsdamer Einstein Forums. Prägend war für sie die Bürgerrechtsbewegung der 1960er Jahre in Georgia, wo sie aufwuchs. In ihrem Buch hält sie

der US-amerikanischen Gesellschaft ihrer Jugend nun den Spiegel der deutschen Gesellschaft ihres Erwachsenenalters vor: Was lässt sich von der „Vergangenheitsaufarbeitung“, dem *working-off-the-past*, für die Erinnerung an die Sklaverei ableiten? Was ist überhaupt verallgemeinerbar am Umgang der Deutschen mit dem Bösen in ihrer Geschichte?

Die Deutschen sahen sich nach dem Zweiten Weltkrieg selbst als Opfer von Krieg und Besatzung, bis die ins Studienalter gekommenen Kinder der NS-Generation ihren Eltern unangenehme Fragen zu stellen begannen – 1968. Es dauerte mindestens ein weiteres Jahrzehnt, bis in den 1980er Jahren die Konfrontation mit dem Nationalsozialismus auf der Mikroebene begann; Geschichtswerkstätten fragten, wer eigentlich die Wohnung nebenan „ariert“ hat und was aus den jüdischen Nachbarn wurde. Erst in den 1990er und 2000er Jahren wurde die „von unten“ gewonnene Erkenntnis, dass die allermeisten Deutschen mehr oder minder in den Nationalsozialismus verstrickt waren, in Denkmäler, Gedenkstätten, Museen und andere staatliche

Erinnerungsinitiativen gegossen. Wenn man dies als grobes Phasenmodell auf die USA anwendet und den Civil Rights Act von 1964 als Ausgangspunkt nimmt – und nicht die Abschaffung der Sklaverei 1865, denn dieser folgte ein System, das Neiman mit dem von Douglas Blackmon geprägten Begriff der Neosklaverei bezeichnet –, dann ergibt sich, dass speziell der US-amerikanische Süden, aber keineswegs nur dieser, sein *coming to terms* „von unten“, also nicht per gesetzliches Oktroy aus Washington D.C., noch immer vor sich hat: siehe die Ermordung von George Floyd.

Dabei hatte der Prozess der Aufarbeitung der Sklaverei längst begonnen; Neiman berichtet von ihren eigenen Erfahrungen mit moderierten Graswurzelgesprächskreisen am Winter Institute in Mississippi. Doch durch Donald Trump ist dieser Prozess ins Stocken geraten. Sollte er wieder in Gang kommen, müsste sich der Süden endgültig vom *Lost-Cause*-Mythos freimachen, sich also nicht mehr als Opfer nordstaatlicher Aggression gegen bundesstaatliche Eigenständigkeit sehen. Dann müsste der Fall des 1955 in Mississippi gelynchten schwarzen Teenagers Emmett Till endlich aufgeklärt werden, müssten die Denkmäler für Generäle und andere „Helden“ der Konföderation geschliffen, die Flagge der Konföderierten endgültig und konsensuell zum Schandsymbol werden. Dann müssten Reparationen an Nachfahren von Sklaven gezahlt und in Washington D.C. ein nationales Mahnmal zur Erinnerung an das Verbrechen der Sklaverei gebaut werden – analog zum Denkmal für die ermordeten Juden Europas neben dem Brandenburger Tor.

Stammesdenken als Hindernis des Fortschritts

Bis dahin ist es noch ein weiter Weg, wie die Polizeigewalt in Minneapolis, Ausbund des strukturellen Rassismus der USA, auf brutale Weise in Erinnerung gerufen hat. Aber es gibt Hoffnung – versinnbildlicht im gemeinsamen Protestieren von Schwarzen und Weißen seit dem 25. Mai. Denn das ist das größte Hindernis des Fortschritts: Stammesdenken, und zwar nicht nur bei identitären, rechtsradikalen Weißen, sondern auch bei Linken, die seit der Postmoderne der 1980er Jahre identitätspolitisch unterwegs sind und das große Ganze aus den Augen verloren haben.

„Fünf Jahre lang habe ich es selbst mit dem Stammesdenken versucht“, schreibt Neiman über ihre Zeit als Professorin in Tel Aviv von 1995 bis 2000. Das Experiment ging schief, die universalistischen Prägungen ihrer bürgerrechtsbewegten jüdisch-amerikanischen Eltern in Atlanta, Immanuel Kant und die Gerechtigkeitsphilosophie ihres Doktorvaters John Rawls waren zu stark. Ihr wurde klar, dass sie sich „einem Waffenhändler, der den ethnischen Hintergrund mit mir teilt, unmöglich stärker verbunden fühlen kann als einem Freund aus Chile, Südafrika oder Kasachstan, der dieselben Grundwerte mit mir teilt. Ich bin handelnden Menschen verbunden, nicht Ahnentafeln.“ Ebendas macht die Wucht dieses Buches aus: Es ist die eloquenteste mir bekannte praktische Verteidigung der Aufklärung für unsere Zeit, und zwar am historischen Gegenstand *by doing*.

Neiman setzt sich dabei nicht groß mit der poststrukturalistischen Kritik am Universalismus auseinander, sie setzt einfach nach ihr ein. Ihr Beitrag zur Debatte über Universalismus versus Partikularismus ist relevant für viele Felder – nehmen wir nur mein Fach, die Geschichte. In der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft tritt das Thema am ehesten in der Berufungspraxis auf den Plan, zum Beispiel in folgender Abwägung von Argumenten: Zwar bin ich für Meritokratie, verstanden als Erfolg nach Leistung, unabhängig von Alter, Geschlecht usw., aber bei der Berufung auf eine Professur für Geschlechtergeschichte hätte ich doch lieber eine Person, die sich als Frau beschreibt, auch wenn der selbstbeschriebene männliche Kandidat mehr geleistet hat, alleine weil ich an die Kraft von Vorbildern glaube und meine, dass Studierende, die sich ähnlich beschreiben, eher akademische Karrieren anstreben werden, wenn eine genauso selbstbeschreibende Person vor ihnen im Hörsaal steht.

Doch eigentlich geht die Debatte viel weiter und zielt ins Herz der historischen Praxis. Sollten Weiße westafrikanische Geschichte erforschen, oder ist das kulturelle Aneignung? Wenn aber letzteres zutrifft, auf welcher argumentativen Grundlage kann man dann noch Rassisten entgegentreten, die behaupten, Schwarze könnten die Musik, Dichtung, Geschichte von Weißen nicht verstehen? Und noch grundsätzlicher gefragt: Können Personen der Gegenwart überhaupt Personen der Vergangenheit untersuchen? Und wenn nicht, verengt sich der Kreis der Untersuchungsgegenstände dann nicht immer weiter, so dass man am Ende bei sich selbst landet, da nur man selbst sich selbst zu verstehen meint? Das heißt es nämlich, wenn Neiman schlussfolgert, „dass Stammesdenken die Tendenz hat, immer enger zu werden“. Hier erweist sich „Von den Deutschen lernen“ als wegweisend für Fragestellungen aus den Studien zu Critical Whiteness und Postkolonialismus, die die Geschichtswissenschaft derzeit ebenfalls zu erreichen beginnen.

Als genauso anregend für die Geschichtswissenschaft und aus dem letzten Gedanken folgend erweist sich schließlich die Form dieses Buches – mir ist kein vergleichbares Werk bekannt. Zunächst einmal ist das Buch ein Musterbeispiel vergleichender Geschichtsschreibung: verantwortungsbewusst und dennoch lesbar, ohne den strengen Konventionen der sozialwissenschaftlichen Komparatistik zu gehorchen. Darüber hinaus, und dies hat mit der angewandten Aufklärung zu tun, wird immer die eigene Standortgebundenheit transparent gemacht, also der Denkprozess, die rationale Deliberation nachverfolgt. Neiman macht vor, wie wir, die wir Geschichte schreiben, unsere gedanklichen Entscheidungsprozesse, Zweifel eingeschlossen, in die immer noch viel zu oft vermeintlich neutrale, aus der „Distanz“ verfasste Narration einfließen lassen könnten. Ihre Argumente sind durchgängig nachvollziehbar, auf jede starke Meinung folgt ein „weil“ oder ein Abwägen, Argument, Gegenargument, manchmal über Seiten.

Das ist Posttribalismus für die Praxis und *at its best*. So könnte die Aufklärung allem realexistierenden Irrsinn zum Trotz eine Zukunft haben – und sei es nur im Sinne Becketts, den Neiman für die Vergangenheitsaufarbeitung in Anschlag bringt: „Try again. Fail again. Fail better.“